

Beilage der „Neuen Freien Presse“

Phäaken.

Erzählung von Carl Conte Capinelli.

30. Fortsetzung.

Sogar der Vertreter der Bank erklärte sich bereit zu bleiben, und so entschloß sich auch Dr. Kastner, mitzuweisen. Alles Geschäftliche war fast mit einem Schlage ausgefällt, die Luft an Speise und Trank stieg in ihnen auf, die Luft an gemüthlichem Zusammensein. Das Essen war vorzüglich, das allein stimmte die Herrschaften ganz um, man trank auf Dr. Kastners Wohl, stieß mit ihm an, hat ihn um Entschuldigung wegen des früheren Wortwechsels...

ihnen bereitwillig geliehen wurde, gezahlt wie Tribut, wie Soldnerlohn! Es machte jetzt Kastner selbst bedenklich, daß die Bank so bereitwillig Kredit einräumte. Schmunzelnd, listig und feierlich darschauend, wie ein alter Fuchs, sah der Bankdirektor an seiner Seite, er konnte sich heute eine Flasche ganz Besonderen einkühlen lassen, denn er war seinem Plane wiederum ein Stück näher gekommen. „Daß ein Mann mit Ihren eminenten Fähigkeiten seine schätzbare Kraft solchen Prämereien an seiner Seite wendet,“ sagte der Bankdirektor plötzlich zu Dr. Kastner. „Leute wie Sie werden für Weltkäufer als unabhängige Direktoren mit Gold aufgepöppelt, Ihr organisatorisches Talent, Ihr kaufmännisches Geschick, Ihre Rednergabe — dabei dienen Sie solchen Leuten, um der Ehre wegen!“

Eine heilige Ruhe, als verrichte jeder ein wichtiges, hehres Geschäft, lag über dem Saale, die Messer und Gabeln raselten, die Kurzatmigen schlürften laut beim Essen, wer fertig war, verlangte noch ein Stück. „Wie Butter!“ „Rehkeule!“ „Aus dem Wienerwald!“ Qualität, Quantität, Abstammung, verbunden mit Sozialpatriotismus, war das Thema ihrer Unterhaltung. Ein dicker, fettiger Herr begann in poetischen Phrasen von einer Rehkeule zu erzählen, die er vor Jahren draußen in Neulengbach nach der Jagd bei Bekannten geoffen. Er schwelgte noch jetzt in ihrem Genuß, und alle horchten gespannt auf, als erzähle er eine hochwichtige, hochspannende Geschichte. Der Kote ist zu kalt, anwärmen, Jean! rief Giel dazwischen, dem sein Bordeaux nicht paßte. Es lag ein feierlicher Friede über den Essenden. Je mehr das Essen seinem Ende zuging, desto lauter wurde es, desto mehr wurde getrunken, desto gemüthlicher wurde die Stimmung. Die offizielle Feier war für sie vorüber, jetzt kam die noch köstlichere Nachfeier, der Trunk, der Stuppe, das Kartenspiel, ein heimliches Schlafert in der Ecke. Dr. Kastner sah sich wieder die Leute an, in ihren vollen, roten Gesichtern stand nichts von ihren Sorgen, nichts von ihrer schlechten materiellen Lage geschrieben, er hatte ihnen also mit der Arbeit im Warenhaus noch nicht allzu hart zugesetzt, noch hatten sie Sped zwischen den Rippen, volle Bäuchlein, weinrote Gesichter. „Meine Freunde und Feinde!“ dachte er. Seine Freunde, für die er sich mühte, dieselben auch seine Feinde, die ihn bekämpften. Aber bei allem Groll, den er gegen sie oft hatte, er konnte das Gefühl tiefer Sympathie, das er für sie von Kindheit an empfand, nicht los werden. Ja sie waren die Selbstigen am Donaustrand, die lustigen, nimmerfatten Phäaken, die Todgeweihten, die dennoch sich von ihren Leiden nichts anmerken ließen. Zwei Mittel hatten sie, zwei Geheimmittel, die sie gemüthlich, lustig, rund erhielten: Speiß und Trank. Diese Geheimmittel hielten sie am Leben, ließen sie alles ertragen. Ja wenn das graue Gespenst des Hungers über sie käme, das die Arbeiterklassen oft heimsuchte, das sie schlank, krank, blaß, kraftlos und mühsam machte, das ihren Durst steigerte, das ihnen den Schnaps in die Hand drückte!

Literaturblatt.

Der Finger Gottes.

Von Hermann Wehr.

Stendhal schrieb nach seinem ersten Schlaganfall: Es sei sehr unbehaglich gewesen, à cause des sottos idées qu'on nous a mises dans la tête dès l'âge de trois ans. Die Macht dieser „Sottisen“ ist in der Tat seltsam. Sie scheinen stärker über uns als aller Verstand, alle Bildung, der Schutz aller Erfahrungen zu sein. Aufgeregt durch eine Not, erschreckt vor einer Gefahr, sehen wir uns plötzlich von allem Denken verlassen; dies alles, was wir zu wissen glauben, unsere ganze Kraft an Kenntnissen, Urteilen und Sicherheiten wird plötzlich verrät uns. Im ersten Schrecken finden wir uns plötzlich wieder, allein mit den Übernächsten, die dem aufdämmernden Rinde irgend eine Wahrheit eingekullt hat. Ich hatte einen alten Onkel, Voltairianer und Josephiner von der vormärzlichen Art, der an schönen Tagen, wenn die warme Sonne schien, ein verwegener Spötter über alles war; kam aber dann der graue Herbst und es regnete tagelang, wochenlang, und er hatte die Gicht, so wurde er läglich und weich und reing und lud den Pfarrer ein, mit ihm Whist zu spielen, was seine Form war, der Kirche zu huldigen, und ihr auch zu genügen schien. Schlag dann der Wind um und blies den Frühling her, so gingen seine Witze wieder los. Er sagte: Wenns den Menschen zwinkt, hört er die Engel singen und sieht den Finger Gottes! Deshalb es bei uns Buben eine Redensart wurde, wenn jemand zu Hause oder in der Schule mürrisch und jämmerlich und recht mit uns zuwider war, zu sagen: Heute sieht er wieder den Finger Gottes! Nun mögen solche Zustände, in welchen der Mensch aus Angst oder vor Schmerz sich plötzlich verliert und ihm nichts als ein Meist der ersten kindlich fallenden Begriffe bleibt, die Psychologen prüfen und es erklären, warum, eben in den großen Momenten unseres Lebens, wenn uns das Schicksal vor eine Drohung, vor eine Entscheidung stellt, also gerade wenn wir uns ganz brauchen würden, so oft nicht der Mann, sondern das Kind aus uns handelt. Das bißchen Verstand, dessen wir so stolz sind, das bißchen Wissen, mit dem wir prahlen, das bißchen Bildung, dessen wir uns erdreisten, scheint gerade nur für den ruhigen Schritt der stillen täglichen Erfahrungen auszureichen. Bei jeder jähen Wendung unseres Lebens wird es scheitern. Im Handeln der Leidenschaft, im Erzürnen, im Verzagen entweicht alles, worin der Mensch sonst seinen Stolz, seine Lust und sein ganzes Wesen setzt. Und nach so vielen Jahren eifriger Arbeit an sich selbst, der geduldigen Sucht, des stillen Reisens plötzlich aus allem zurückgeworfen, ist er reduziert auf die par sottos idées qu'on nous a mises dans la tête dès l'âge de trois ans.

Aus diesen handelt er. Deshalb es auch den Menschen so wenig hilft, geseht zu sein; denn man ist es nur in der Ruhe, während man es in der Leidenschaft, in der Angst, im Schrecken brauchen würde. Es hängt offenbar damit zusammen, daß in uns für die „Sottisen“, von den Vätern her, von den Ahnen her, die Bahnen ausgefahren sind, während wir sie für unsere eigenen Gedanken selbst erst bohren müssen: dort wohnt wir frei, es ist ausgeschaukelt, hier stecken wir gleich. Doch dies mögen die Psychologen entscheiden. Seltsam aber ist: ganzen Klassen scheint es nicht anders als dem einzelnen zu gehen. Auch ihnen geschieht es, wenn im grauen Herbst die Gicht kommt, daß sie die Engel singen hören und den Finger Gottes sehen: plötzlich erschreckt, bedroht, verschreckt, werfen sie sich weg und verlieren alle Vernunft ihrer Geschichte. Sie sind mit Kraft und Geist emporgedrungen, und weil es eine neue Kraft, ein neuer Geist war, die sie einzusehen hatten, fällt ihnen die Welt zu und sie richten sich ein, sie dehnen sich aus, sie setzen sich durch: ihre Kraft, ihr Geist prägt alles Leben der Menschen um. Plötzlich aber, von Nachdrängenden erschreckt, in der Macht wankend, der Zukunft ungewiß, scheuen sie zurück und, statt eben jetzt die ganze Kraft zu sammeln, den ganzen Geist zu halten, alles aufzuwerfen, was sie sind, vergeßen, verraten, verleugnen sie sich, ihre Kraft, die sie befreite, entweicht, ihr Geist, der sie behauptete, verflücht, aller Mut, die Hoffnungen, der Stolz vermessener Entwürfe, alter Haß sogar, die Scham sind entfliegen, der eben noch so freie Geist setzt sich mit dem Pfaffen zum Whist. Eine Formel, nach der man die ganze Geschichte seit der Revolution schreiben könnte. Der Titel wäre: Das Bürgertum und der Finger Gottes. Nun gruppiert es sich so: Die Mächtigen, jene, welche wirklich die Macht haben, welche die wirkliche Welt beherrschen, vergessen in der Angst vor den Nachrückenden ihren eigenen Geist und verleugnen diesen Geist, der der Ausdruck ihrer Macht ist. In der Angst um ihre Macht verkaufen sie den Schatten, den sie wirft. Im ersten Schlaganfall sind sie von allen ihren Gedanken verlassen; es bleiben nur die sottos idées qu'on nous a mises dans la tête dès l'âge de trois ans. Die Klasse, die an der Macht ist, gibt ihren Geist auf und nimmt den Geist der von ihr verdrängten Klassen an. Diese lassen sich das nicht zweimal sagen und wissen es auszunützen. Das Ende ist, daß die herrschende Klasse ihren Geist nun von der gestürzten Klasse verwalten läßt. Womit wir bei der geistigen Verfassung im heutigen Frankreich sind, die sich erst eben jetzt wieder zu wenden scheint. Ihr Dirigent war Brunetiere. Ihr Schulbeispiel ist Bourget, der es übernommen hat, den wohlhabenden Leuten, welche die Furcht um die Leute fromm macht, Jahr um Jahr ihren klerikalen Roman zu liefern. Es wird mit der Zeit schon eine förmliche Gewerbe. Die Gewerbe vom Finger Gottes.

Bourget war acht Jahre alt, als Darwins Buch erschien. Er hat den ganzen Häckel erlebt. Und Tristan und den Ring. Und Niezche. Und Zbsen. Und Garibaldi und das neue Italien. Und Amerika mit Walt Whitman. Und Marx und die Kämpfungen des Proletariats, das Schnauben einer neuen Menschheit in der Ferne. Von diesen ungeheuren Mächten ist sein Leben umgeben. Ueberall schreit die Zukunft. Ueberall knallt die Freude der Freiheit. Ueberall schwillt die Menschwerdung des Menschen. Er aber, der sich einen guten Europäer glaubt, vermag es, ermüdeten Damen, welche sich entfliehen möchten, indem sie die Grimassen der Vergangenheit schneiden, Geschichten zu erzählen, in welchen der liebe Gott persönlich um das Los der Menschen bemüht, der Kezer bestraft, der Fromme belohnt, unsere Zeit verleugnet und alles, was wir sind, verkauft wird. Er schrieb vor ein paar Jahren einen Roman: „L'Esape“. Da kamen zwei Professoren vor, ein liberaler und ein klerikaler. Jenem, einem sonst sehr tüchtigen, nüchternen und selbstlosen Manne, wird die Tochter verführt, ein Sohn ist ein Expreßier, der andere läßt sich durch das Unglück bekehren, verrät die Meinungen des Vaters und kehrt zur Kirche zurück. Der fromme Professor aber hat das schönste Leben. Und Bourget sagt dazu: „La vie est l'épreuve de la pensée. Le malheur démontre l'idée fausse, comme la maladie la mauvaisa hygiène.“ Rosa v. Tannenburg fällt einem ein, Hoffmanns Erzählungen für die Jugend. Wer nur Gott vertraut, dem geht es gut. Dem es schlecht geht, der verdient's nicht besser. Es ist eigentlich noch eine Erweiterung des katholischen Glaubens, der ja doch zum Ausgleich noch Himmel und Hölle braucht. Jetzt sind sie entbehrlich, es wird alles schon hier reguliert, auf unserer lieben Erde hier. Die Guten sind die, denen es gut geht, und die schlechten sind die, denen es schlecht geht. Man braucht also jemanden nur nach seiner Einkommensteuer zu fragen, um den Grad seiner Tugend zu wissen. Und Mitleid mit Armen, Hungernden, Frierenden wäre dann ein Frevel. Denn sie darben, sie hungern, sie frieren ja nur aus Lafter. Der Katholizismus wird erweitert. Dies scheinen die einzigen Reformen zu sein, welche er zuläßt. In seinem neuen Roman „L'Emigré“ will Bourget wie der Waschzettel seines Verlegers sagt, la Tragédie du noble zeigen. Diese Tragödie besteht darin, daß ein alter Marquis die Republik nicht für würdig hält, ihr zu dienen, worüber er sich dann kränkt, weil er mitten im eigenen Vaterland wie im Exil lebt, was nun der Republik sehr übel genommen wird. Ungefähr, wie wenn ich mich über die unglückliche Liebe zu einer Frau beklagen würde, wenn ich das Unglück habe, diese Frau nicht zu lieben. Aber es ergeht einem überhaupt das ganze Buch hindurch, daß man nirgends mit ihm streiten kann, weil es wohl möglich ist, gegen Meinungen, Urteile, Erfahrungen

Aber kein Whäcke stirbt Hungers!
Kein Whäcke leidet Durst!
 Da tönt es laut aus ihrer Mitte zu ihm:
 „Soch, Proft, Kaffner!“ man schwingt wieder einmal die Gläser, man läßt die anderen leben und lebt selbst dabei doppelt gut.
 Man kichert, man gröhlt, man brüllt vor Lachen, Es ist zu lustig auf der Welt!
 Was will man sich denn Sorgen machen?! — Und wieder lacht und kichert es aus allen Ecken.
 Und da fallen Kaffner plötzlich blitzartig jene betrunkenen Worte Bergers ein, die er vor mehr als fünfzehn Jahren beim großen Herbstfest ihm entgegen-geschrien.
 „Der Wein, der Wein, der fangt sie ein, für Sie und fürs Glend! Der Wein macht Ihnen und mir die Arbeit leicht! Sie machen es mit jenen wie die Europäer mit den Indianern. Sie machen sie sich mit Alkohol willig, dienstbar, und wenn sie b'jassen am Boden liegen, dann gehen Sie über sie hinweg... zum Ruhm!“
 Diese Worte fielen ihm ein, da er die Deute laut zehend vor sich sah, aber was nutzte ihm denn ihre Betrunktheit auf die Dauer?! Er dachte zum erstenmal ruhig für sich.
 „Wo führte dies alles hin, zu welchem Ende?“
 Da stießen die drüben die Gläser wieder an. Was sollte er grübeln, warum ließ nicht auch er sich fortreißen von ihrer Lustigkeit.
 „Proft, Proft, meine Herren!“ rief auch er auf einmal überlaut.

VII.

Aus den Beschlüssen der jüngsten Versammlung erwachsen Dr. Kaffner wieder neue Arbeiten.
 Er vernachlässigte seine Kanzlei, er opferte die ganze Zeit den Warenhausgeschäften, saß Tage und Nächte über die Arbeit gebeugt, zumal sich Viehl ob der Bestimmung immer mehr von den Geschäften zurückgezogen hatte. Er hatte nach jahrelangem Hoffen, nach jahrelanger Arbeit schließlich den Glauben an eine Rettung des Mittelstandes verloren. Er kapfelte sich, wie einst der Rat Salinger, immer mehr in seinem Häuschen in der Erdbeergerstraße ein, die jahrelange, gleichmäßige Bureauarbeit, der Kummer mit Kosek hatte ihn phlegmatisch und scheu gemacht, und die Blumen, die er so lange vernachlässigt hatte, begannen auch für ihn die Haupterholung und Zerstreuung zu werden. Frau Kathi, einst die lustige, junge Frau, war sehr stark und unbeweglich geworden, und ihre Körperfülle begann ihr ernstlich Herzbeschwerden zu verursachen.
 Dazu immer wieder die schrecklichen Aufregungen mit ihrer Tochter Kosek, die jetzt als junge Witwe sich unter den Zwang eines Familienlebens gar nicht fügen wollte.
 Nach einer Reihe großer Auftritte war sie von zu Hause weggezogen, hatte von der lärglichen Summe, die man mehr aus Anstand ihr als Witwe Werkbrechers aus-gesahlt hatte, eine Zeit flott und luxuriös gelebt und war dann, als ihr Geld verfliegen war, auf Anraten guter Freunde zur Bühne gegangen. Ihre Gestalt, ihre Bergangenhait und das angeborene Talent hatten sie dazu

prädestiniert, und so fand sie wirklich im kommenden Sommer einen Theaterdirektor, der es mit ihr als Diva versuchen wollte. Da und dort war sie schon mit mehr oder weniger Glück, vom Publikum ungleich günstiger beurteilt als von der Kritik, aufgetreten.
 Ein schwüler, dumpfer Sommer brütete über Wien, machte die Menschen schlaff, die Gassen zu unerträglich heißen Kanälen, in denen man es kaum aushalten konnte, und ließ alle Geschäfte stocken.
 Nach jahrelanger, rastloser Arbeit, nachdem die Nerven nun wirklich zu revoltieren begannen und sich selbst durch den Alkohol nicht mehr straff und ruhig machen ließen, hatte Dr. Kaffner endlich beschlossen, sich einige Wochen Ruhe zu gönnen.
 Denn tatsächlich waren die Aufregungen und Arbeiten der letzten Jahre nicht spurlos an seiner Gesundheit vorübergegangen. Seine Nerven waren schlaff, sein Schlaf unbeständig, von wirren Träumen unterbrochen, seine Herzstätigkeit unregelmäßig, sein sonst so lustiges, gutmütiges Auge fing zu flackern an.
 Es war eben keine Kleinigkeit gewesen, für einen großen, totgeweihten Stand alle Geschäfte zu führen, mit ihm alle Sorgen zu teilen, für diese vielen Deute zu denken, zu handeln, für sie, in ihrem Interesse und doch gegen ihren Willen oft.
 Und je mehr die Unzufriedenheit in ihrer Mitte Platz gegriffen hatte, desto schwerer wurde die Arbeit. Früher da sie noch hoffnungsfreudig ihm zugejubelt, da er selbst noch jung, voll guten Glaubens war, da hatte er alle Mühen, alle Strapazen, alle schlaflosen Nächte leicht ertragen. Jetzt aber, da er im voraus wußte, er habe ihre Zustimmung, ihren Dank nicht zu erwarten, da ermüdete, da verdroß ihn die Arbeit.
 Der Kampf für sie hatte sich nach und nach in einen Kampf gegen sie herausgewachsen, den er kaum mehr ihretwillen, sondern mehr seinerwillen führte.
 Das zündende Feuer des Ehrgeizes, der Ruhmsucht, das seine Mutter von Jugend auf in ihm geschürt, hatte ihn schließlich ganz erfaßt. Die Stellung, zu der sie ihn getrieben, auf die sie ihn fast wider seinen Willen gebrängt, war ihm schließlich gewohnt und lieb geworden, daß er sie nicht mehr verlassen wollte.
 Kein Heim, kein Weib, kein Kind, kaum einen richtigen Freund, war er ja verurteilt, auch noch im reifen Mannesalter sein Leben in der Dessenlichkeit zu führen, ungeborgen und unbeschützt.
 Wie ein Nomade, wie ein wandernder Künstler kam er sich vor, der sich die Straße zur Heimat erwählt, des kurzen Beifallsrausches, der gassenden Blicke wegen. Aber die Menge, die forderte ein freundliches Gesicht, einen nie wankenden Wagemut von ihm. Er lebte in der Dessenlichkeit, für sie, ohne Stunden der Sammlung, immer in der Hast, immer in der Tretmühle.
 Und darum war in ihm in all den Jahren immer mächtiger und lauter der Wunsch aufgestiegen, sich einmal für kurze Zeit wenigstens in einen stillen Winkel zur Erholung zurückzuziehen, seiner Gesundheit, sich selbst einmal für Wochen ganz zu leben.

Da jetzt im Hochsommer auch die Geschäfte des Warenhauses stockten, konnte er sich endlich diese Ruhepause gönnen.
 Die kurzen Wellen bäumen sich schäumend auf, da sie der spitze Keil eines Ruderbootes pfeilschnell teilt, die ragenden, grünen Hüden der Bergkloffe, die den Grundenersee umstießen, spiegeln sich zitternd tief-schwarz in der Flut. Ein einsamer Ruderer sitzt im Boot und schlägt mit breiten Griffen die Seefläche mit den Rudern; Dr. Kaffner.
 Ganz wohl, still und zufrieden ist ihm zu Mut, da er endlich dem Trubel der Großstadt, endlich den Geschäften entflohen.
 Er sieht zu dem Felsen auf, die aus dem See zu wachsen scheinen, er sieht hinüber, wo mitten im Grün die schönsten Willen herüberleuchten, sein Blick streift am jenseitigen Ufer die stillen grauen Felschütten, weit hinten die goldenen Felsen, die grünen Matten, die dunklen Wälder. Ringsum Friede und doch leise, stetige Bewegung, als streiche die Luft sanft wie eine weiche Frauenhand über alles hinweg, beruhigend, belebend, beglückend.
 In einer Bucht, wo am Ufer ein mächtiger Kirschenbaum seine Früchte tiefdunkel zur Schaar stellt, wo nur die Vögel an diesen plien, läßt er endlich die Ruder sinken.
 Wenn man sich auch nach so und so viel Ruder-schlagen, nach so und so viel Arbeit von allen Mühen des Lebens befreien könnte, fliehen von allen fremden Menschen!
 Er sieht vor sich über die schier endlose, tiefschlaue Fläche des Sees. Die Menschen, die dummen Menschen, die ihm alle, alle samt fremd geblieben. Die Tausende von Mittelständlern, für die er arbeitet, die etlichen Duzend, mit denen er öfter verkehrt: fremd, alle fremd!
 Toni, die ihm ihr Leben in Arbeit und Pflichtgefühl, die ihm ihre Liebe geopfert, selbst die heute im Grunde: fremd!
 Selbst die krankelnde Mutter, die ihn geboren, die ihn nach ihrem Sinn und Willen erzogen, die ihn ge-gängelt und geführt: fremd, fremd!
 Und doch, war es so schwer, eine Seele zu finden, der man sich anvertrauen konnte? Das Verstehen konnte nur eine große Liebe ermöglichen.
 Hatte die Toni nicht eine große Liebe zu ihm ge-habt, trug sie die nicht immer noch für ihn im Herzen?
 Und auf einmal kam ihm die Lust an, das Weib, das ihm ihre Jugend, ihre Zukunft, ihre Liebe geopfert, so neben sich im Rahn, in diesem stillen Winkel zu haben. Und im Schweigen der Natur, im Schauen in die Berge, beim Schmeicheln des lauen, frischen Windes ihr alles, alles zu erzählen, zu sagen. Nicht die Einzelheiten seines täglichen Arbeitslebens, nicht die dummen Ansichten der Menge. Nein: von sich, von sich selbst und jener großen, unstillbaren Sehnsucht im Herzen.
 Der Abend senkte sich langsam hernieder, der Wind wurde stärker, die Konturen verschwammen, die Lichter an den Ufern blitzten auf. Langsam stieg der Mond hinter der Bergkette vor.
 (Fortsetzung in der nächsten Sonntagnummer.)

zu streiten, nicht aber mit einer Logik, welche von der unferen abweicht. Wenn mir jemand sagt: „Ich kann mich nicht entschließen, diesem Staate zu dienen — folglich be-geht dieser Staat das Verbrechen an mir, mich nicht dienen zu lassen,“ so muß ich still sein, weil ja dieses „folglich“ für mich daraus keineswegs folgt, weil ich einen anderen Verstand habe, und weil man sich nur mit einem Verstande verständigen kann, der, wenn auch mit einem anderen Inhalt, doch in der gleichen Form denkt.
 Es gibt in diesem Roman „strictes exigences de la vertu“. — Ein junger Mann liebt eine Frau, natürlich keusch, fromm, rein, aber er sagt es ihr doch: das wird ein instant d'aberration genannt. — Daß jetzt nicht nur der Adel, sondern auch andere Klassen in Frankreich zu den öffentlichen Geschäften zugelassen werden, heißt ein ostracisme... contre les vieilles familles. — Offiziere, die sich nicht weigern, den militärischen Befehl ihrer Vorgesetzten auszuführen, sind ehrlos. — In dem Worte Vaterland ist das Wort Vater enthalten, woraus folgt, daß das Vaterland das bleiben muß, wozu es die Väter gemacht haben — dies steht wirklich da: Dans le mot patrie, il y a le mot père, patria, pater. C'est la France telle que l'on a faite nos pères, la patrie, ou ce n'est rien. La loi, c'est la tradition, telle qu'ils nous l'ont laissée à maintenir, ou ce n'est rien. — Ich würde mich über alle Grundfragen des Lebens, über Recht und Pflicht und Ehre weit eher mit meinen Hundten verständigen können, weil ihr Denken, ihr Fühlen, wenn auch un-katholisch, doch menschlicher ist.
 Uebrigens, das Rezept zum Finger Gottes hat schon Pascal: Prenez de l'eau bénite, abtissez vous!

August Comte.

Ein Gedenkblatt zu seinem 50. Todestage.
5. September 1857.

Von Theodor Hermann von Gerny (Graz).

Am 19. Januar 1798 wurde zu Montpellier in Süd-frankreich August Comte geboren. Ich bin überzeugt, daß Millionen von Gebildeten in Deutschland und Oesterreich heute noch nicht einmal seinen Namen kennen und ich bin nicht weniger überzeugt, daß in einigen hundert Jahren die ganze gesittete Menschheit ihn als einen ihrer edelsten Vertreter und als einen ihrer größten Wohlthäter ehren und feiern wird. Sein Leben war, wie das so vieler Geisteshelden, eine Kette von Weiden. Mit 18 Jahren kam er nach Paris, wo ihn bald die Ideen St. Simons gefangen nahmen. Aber bald betrat er selbständige Bahnen und schon in den Zwanzigerjahren hatte er — im wesentlichen — die Grundgedanken seiner späteren Werke geformt.
 August Comte erwarb seinen Unterhalt kümmerlich durch Mathematikunterricht. Da traf ihn ein schweres Miß-geschick, welches Jahrzehnte seines Lebens verödeten

solte. Er lernte ein Mädchen kennen, das seiner durch-aus unwürdig war. Trotz ihrer 19 Jahre hatte Karoline Massin schon die Bahn des Lasters betreten. Zwar wurden die Beziehungen zu Comte bald wieder abgebrochen. Nachdem jedoch ihr erlerter Liebhaber, ein Advokat, sie verlassen hatte und alle ihre Mittel erschöpft waren, wußte die Sirene den arglosen jungen Philosophen wieder an sich zu locken, indem sie ihn bat, ihr Algebra-Unterricht zu geben. Bald darauf, in seinem 27. Jahre, 1825, heiratete er sie. Wenn der Kernte aber glaubte, die Nacht der Liebe könne Wunder tun, so hatte er sich in Karoline Massin bitter getäuscht.
 Trotz aller Schwüre setzte sie ihr lasterhaftes Leben fort und die Aufregung über diese Schmach, verbunden mit Uebearbeitung, wodurch sich Comte offenbar zu betäuben suchte, war die Ursache seines Wahnsinns, der im April des nächsten Jahres (1826) ausbrach. Der treuen Pflege seiner Mutter — nicht seiner Frau, wie diese später behauptete — verdankt er seine Genesung. Bald darauf jedoch erfaßte ihn aufs neue die Verzweiflung und trieb ihn in die Seine. Diese Krisis brachte ihn wieder völlig zur Besinnung und er setzte seine vor der Krank-heit begonnenen Arbeiten fort. Ich zitiere hier einen Satz aus der trefflichen Biographie Comtes von Dr. Robinet (Seite 170): „Trotz der offenkundigsten Proben des Genies, geistiger Kraft und Gesundheit, welche Comte unaufhörlich, sowohl vor als nach dieser verhängnisvollen Prüfung gegeben hat, trotz der beständigen Ausübung der männlichsten und höchsten Tugenden hat sich niedriger Reiz nicht entblödet, dieses große Unglück gegen ihn aus-zuschlagen und seine hervorragendsten Arbeiten damit in ein unglünstiges Licht zu rücken.“
 August Comte wurde 1832 Lehrer am Polytechnikum und bald darauf Examinator. Er wurde jedoch wegen seiner freisinnigen Lehren im Jahre 1843 abgesetzt. Er lebte dann von einer Rente seiner Anhänger, die 5000 Francs betrug, von denen er jedoch 2000 Francs seiner Frau überließ mit der Verfügung, daß ihr diese Rente auch nach seinem Tode ausbezahlt werden solle.
 Fünfzehn Jahre hatte er noch die Gegenwart dieses schändlichen Weibes ertragen, immer in der Hoffnung, sie werde sich noch bessern, und erst 1842 hatte er sich — nach einem neuen Skandale — für immer und endgiltig von ihr getrennt. Drei Jahre später (1845) lernte er jene Frau kennen, die ihm eine würdigere Lebensgefährtin ge-worden wäre, wenn das Schicksal belde früher zusammen-geführt hätte. Clotilde de Beau lebte in ähnlicher Lage wie Comte, getrennt von ihrem zu lebenslänglicher Straf-arbeit verurteilten Manne. In ihr sah der Philosoph seinen guten Geist, von dem er sich, wie Dante von seiner Beatrice, bei den religiösen Spekulationen leiten ließ, welche die letzten Jahre seines Lebens ausfüllten.
 Der Briefwechsel zwischen beiden ist das schönste Zeugnis für die makellose Reinheit dieses Verhältnisses,

welches auch der schon im nächsten Jahre (1846) erfolgte Tod des geliebten Wesens nicht löste, denn Comte widmete ihrem Andenken täglich zwei Stunden der Andacht. Er starb, von seinen Anhängern verehrt wie ein geliebter Vater und heiliger Apostel der Wahrheit, am 5. Sep-tember 1857.
 Wenn ich nach dieser kurzen Lebensübersicht des französischen Denkers versuche, seine geschichtsphilosophischen Anschauungen in großen Zügen zu skizzieren, so weiß ich wohl, daß der volle Eindruck von Comte nur aus seinen Schriften zu gewinnen ist. Man kann Maxhacks Cyrinische Madonna nicht nach einem Holzschnitt, Beethoven's Reunte Symphonie nicht nach einem Klavier-auszug beurteilen. Sie haben jedoch den Wert, daß der Wunsch rege wird, diese Werke des Meisters selbst kennen zu lernen.
 August Comte nennt seine Lehre „Positive Philosophie“ und verläßt mit ihr die dunklen Abgründe theologischer Weltbetrachtung und die nebelhaften Gebiete metaphysischer Abstraktionen; er bewegt sich auf dem festen Grunde reiner Erfahrungserkenntnis, auf dem Boden der Wirklichkeit.
 Comte unterscheidet drei große Entwicklungsphasen der Menschheit: die theologische, die metaphysische und die positive. Die erste oder theologische Stufe teilt sich nieder in Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus (Katholizismus); die zweite, metaphysische (weil Ueber-gang zum Positivismus), ist der Protestantismus, doch lasse ich alle diese von ihm ausführlich behandelten Gebiete hier unberücksichtigt und wende mich seinen positiven Darlegungen zu.
 Nach Comte gibt es einen geistigen und einen materiellen Positivismus, ersterer umfaßt: Philo-sophie, Kunst, Wissenschaft; letzterer: Handel, Handwerk, Ackerbau. Grundbedingung für gesunde Verhältnisse ist — nach Comte — die Trennung der geistlichen und welt-lichen Gewalt.
 Der Positivismus lehrt, daß unser ganzes Dasein der Höherentwicklung der Menschheit geweiht sein soll und betrachtet daher als höchstes die stillige Vervollkom-mung und Unterordnung der Persönlichkeit unter das Ge-meinwohl; sein Wahspruch lautet: Liebe — die Triebkraft; Ordnung — die Grundlage; Fort-schritt — das Ziel; sein Sittengesetz heißt: Für andere leben — vor aller Augen leben.
 Die Zusammenfassung sämtlicher Lehren des Posi-tivismus ergibt die Religion der Menschheit, die drei großen Neuperungen: Denken, Lieben und Handeln, beziehungsweise Dogma, Kultus, Gesetz.
 Das Dogma der positiven Religion beruht auf dem Gedanken, daß die Menschheit die einzige wirkliche und wahrhafte Vorsehung des Menschen ist, wobei man aber unter Menschheit nicht alle menschlichen Wesen, welche bis auf den heutigen Tag gelebt haben